

A u s m e i n e m L e b e n

Vincenz B r e h m

(Fortsetzung)

Universitätsjahre

In mancher Hinsicht bedeutete für mich der Übergang zur Hochschule den Beginn eines neuen Lebens. Während bei meinen Schulkollegen, die nach Prag gezogen waren, um dort etwa Jura oder Medizin zu studieren, lediglich der Wechsel vom Schulzwang des Gymnasiums zur akademischen Freiheit als angenehm empfunden wurde, kamen bei mir zwei wesentliche Punkte hinzu. Denn erstens durfte ich ja das mir unsympathische Eger mit der geliebten Alpenwelt und speziell mit Innsbruck tauschen, und zweitens konnte ich nun Fächer betreiben, die mein volles Interesse in Anspruch nahmen, während ich vorher in der Mittelschule vieles zu schlucken gehabt hatte, das mich nicht im geringsten interessierte, oder das mir sogar zutiefst zuwider gewesen war, so wie etwa die deutsche Literaturgeschichte. Als ich später einmal Wilh. Raabes köstliche Humoréskele „Keltische Knochen“ las, erkannte ich mich in der Figur des Prosektors Zuckriegel wieder, der eine ähnliche Geringschätzung der Dichterlinge bekundet, wie sie mir immer sympathisch war. Auch Geschichte war mir äußerst langweilig, und was die Geringschätzung der historischen Grössen anbelangt, fand ich später mein Vorbild in dem Wiener Physiker H. Thirring, der so treffend sagt, man könne einen Napoleon ruhig aus der Geschichte wegdenken, ohne daß dadurch der Kultur ein Schaden erwüchse; ja ich glaube heute, es stünde besser um die Kultur, wenn derartige Existenzen nicht zur Geltung kämen. Diesen „negativen Vorteilen“ (dem Verschontbleiben von einem unliebsamen Fächern) standen als positive einige Kleinigkeiten gegenüber, die zunächst lächerlich erscheinen mögen.

Welche mutatio rerum bedeutete es, wenn man mit dem Spazierstock den Hörsaal betreten durfte, während das Tragen eines Stockes dem Gymnasiasten verboten war. Und wie fühlte man sich, wenn man zu Mittag zu seinem Stammtisch ging, wo doch dem Mittelschüler der Gasthausbesuch untersagt war und er im Kosthaus nach dem Motto ‚Friß Vogel oder stirb‘ gefüttert wurde. Daß man sich seinen Lieblingsfächern widmen konnte, ließ es einem nicht schwerfallen, den ganzen Tag in Hörsälen und Laboratorien zu verbringen. Darin unterschied sich der studiosus philosophiae vom stud. juris. Ich wohnte in Innsbruck Zimmer an Zimmer mit einem Juristen, der durchaus kein Bummler war. Er hatte kaum mehr als 15 Wochenstunden

belegt, von denen er aber nur zwei besuchte, nämlich die Vorlesungen über Völkerrecht, die ihn interessierten. Nur vor einer Faschingskneipe besuchte er zwei Wochen lang Römisches Recht - einzig und allein, um die Gesten und Allüren des Professors kennenzulernen, die er dann bei einem Faschingsulk zu kopieren gedachte.

Ich zog, wie erwähnt, Anfang Oktober 1898 in Innsbruck in der Absicht ein, mich hier zum Botaniker auszubilden. Ich hatte zwar bereits in der Deutschen Botanischen Monatsschrift zwei Artikel publiziert - dies, obwohl es dem Gymnasiasten laut Disziplinarvorschrift verboten war, „mit geistigen Erzeugnissen an die Öffentlichkeit zu treten“. Ich hatte aber zweierlei übersehen; Erstens, daß Pflanzen-Kennen und -Sammeln noch lange keine Botanik ist, und zweitens, daß der Lehrer bedeutenden Einfluß auf die Studienrichtung des Hörers nehmen kann. Dieser zweite Punkt war hier in dem Kontrast zwischen dem Botaniker Heinricher (13) und dem Zoologen Heider (14) gegeben. Heinricher hatte als Physiologe für Systematik und Pflanzengeographie, meine Hauptinteressen, gar nichts übrig, wohingegen Heider, in erster Linie Embryologe, oft auch morphologische Probleme behandelte und so meiner Veranlagung und Neigung entgegenkam. Dazu kam noch, daß Heinricher, der Sohn eines Laibacher Hofrates, aber *rusticitate quadam imbutus*, recht derbe Umgangsformen pflegte, während Heider schon durch sein Gehaben für sich einnahm. So wandelte ich mich alsbald von einem angehenden Botaniker in einen ebensolchen Zoologen.

Meine erste Kolleg-Stunde überhaupt steht mir noch heute lebhaft vor Augen, eine paläontologische Vorlesung bei Prof. Blaas (15). Die mit Neuschnee bedeckte Kuppe des Patscherkofels, von der Morgensonne mit rosenrotem Licht übergossen, leuchtete durch das Fenster herein, während Blaas an der Tafel Rhynchonellen skizzierte. Wir waren etwa zehn Hörer, das bedeutete für ein kleines Institut wie Innsbruck schon ein gut besuchtes Kolleg. Zwar war damals die Alma Mater Qenipontana von fast 1800 Hörern besucht, aber ein Viertel davon waren Theologen. „Meine Herren“, begann Blaas, flankiert von einem Höhlenbärenskelett und dem Vortragstisch, „ich muß Sie vorerst auf eine Sache aufmerksam machen. Sie haben“ (und damit wandte er sich an einen der Hörer), „Herr Waitz, gewiß in der letzten Nummer des ‚Simplicissimus‘ die Karikaturen von Seetieren bemerkt, die der Zeichner N. N. einer Erzählung beigegeben hat“. Und als Kollege Waitz (der Bruder des Fürsterzbischofs von Brixen) bejaht hatte, fuhr Blaas fort: „Sehen Sie, in dieser Manier will ich Ihnen jetzt einige Leitfossilien aus den Gosauschichten an die Tafel zeichnen, weil ich glaube, daß das karikierte Bild besser im Gedächtnis haftet als das naturgetreue. Ich übertreibe also absichtlich jene

Merkmale, die für uns wichtig sind, damit sie sich Ihnen besser einprägen." Er erzielte auf diese Weise einen nachhaltigen Erfolg. So stark besuchte Kollegien waren aber nicht die Regel auf der naturwissenschaftlichen Fakultäts-Seite, gar mancher Dozent mußte zufrieden sein, wenn er drei Hörer hatte, aber immerhin: Tres faciunt collegium. So ging es etwa dem Sanskritforscher Prof. W. Cartellieri (16), meinem Landsmann, der deshalb seine Kollegien in seiner Wohnung abzuhalten pflegte, wo bei der Übersetzung der Mahabharata manche Flasche Wein aus seinem guten Keller geflossen sein soll. Als gar ein frischgebackener Dozent eine Vorlesung in Oskisch und Umbrisch angekündigt hatte, entsandte der Akademische Alpenclub einige Mitglieder, die gar keine Philologen waren, in dieses Kolleg., damit es überhaupt stattfinden konnte und der Dozent, ein Alter Herr des Alpenclubs, nicht absagen mußte. Mag auch über diesen „Schnackerl-Betrieb" des öfteren gespöttelt worden sein, er war für uns Studenten entschieden von Vorteil, da man stets Kontakt mit dem Professor haben konnte. So recht begriffen habe ich das erst, als ich einmal in München bei einem Besuch im Hertwig-Institut jedes Korridorfenster mit einem Dissertanten besetzt sah, oder als Molisch einmal erzählte, er hätte jetzt eine Reihe interessanter Objekte zu fotografieren, komme aber nicht dazu, denn der Weg zur Dunkelkammer führe durch das Praktikantenlabor, und wenn er da durchginge, würde er mit so vielen Fragen bestürmt, daß ein ganzer Nachmittag verloren ginge; so bleibe er eben notgedrungen der Dunkelkammer fern.

Wenn ich schon vom Studienbetrieb schreibe, mögen hier noch Erinnerungen an Professoren und Kollegen mitgeteilt werden als Streiflichter auf die Verhältnisse an der Innsbrucker Universität um die Jahrhundertwende.

Prof. Heinricher, den ich trotz seinen Umgangsformen im Laufe der Semester durchaus als wertvolle Forscher- und Lehrerpersönlichkeit kennenlernte, war jeder Spekulation abhold; er publizierte deshalb nur bombensichere Ergebnisse, blieb stets sachlich und nüchtern und lehrte seine Schüler, was Akribie und Gewissenhaftigkeit in der wissenschaftlichen Arbeit bedeuten. Freilich blieb ihm mancher gram, der seine Schattenseiten zu fühlen bekommen hatte. Da erschien etwa zu meiner Zeit ein gewisser Dr. Bode am Institut, der aus Marburg gekommen war und bei jeder Gelegenheit von seinem Schwiegervater, dem berühmten Pflanzenphysiologen Kohl (17) sprach. Dr. Bode wollte sich bei Heinricher habilitieren und arbeitete zu diesem Zweck eine Chlorophyll-Abhandlung aus. Heinricher ließ ihn ruhig gewähren und nahm dann nach Jahresfrist das Opus zur Durchsicht entgegen. Bereits am folgenden Tag gab er es ihm wieder mit den lakonischen Worten: „Herr Doktor, das ist eine ganz gewöhnliche Schülerarbeit, die als Habilitationsschrift gar nicht in Frage kommen kann!"- Während Heider schon wegen seines Gesundheitszustandes keine Exkursionen unternahm, machte Heinricher nicht nur Halbtagsausflüge, bei denen er den Teilnehmern gern auf den Zahn fühlte, wie es wohl

um ihre Pflanzenkenntnis stünde, wobei oft *Linum catharticum* eine verhängnisvolle Rolle zu spielen hatte, sondern im Sommersemester auch zwei- oder dreitägige Exkursionen, die gern nach dem Süden führten, wobei das Hühnerspiel, der Schlern und der Monte Baldo besonders reiche Ausbeute lieferten. Auch der Geologe Blaas hatte das Exkursionswesen gut organisiert, aber am besten lief der Exkursionsbetrieb beim Mineralogen Cathrein (18), dessen petrographische Wanderfahrten oft eine ganze Woche in Anspruch nahmen; den Hörern wurde die Teilnahme durch kleine Reise-Subventionen erleichtert. Speziell eine Woche in Predazzo blieb mir von diesen Reisen in bester Erinnerung. (Eine Fahrt nach der Insel Elba habe ich seinerzeit leider versäumt.) Hingegen waren Cathreins Vorlesungen wenig amüsant, und zwar aus einem sonderbaren Grunde. Er besaß in Südtirol Weingärten und pflegte oft die eine Wochenhälfte dort zu verbringen. Dafür war dann die zweite mit mineralogisch-petrographischen Kollegien überhäuft. Man kann sich vielleicht ausmalen, was es heißt, am Samstag drei Stunden sphärischer Geometrie über sich ergehen zu lassen. Ähnlich wie man bei Heinrichers Exkursionen den Wiesen-Lein vorgesetzt bekam und beim Examen das unvermeidliche *Taeniophyllum Zollingeri*, so dürfte bei Cathrein kaum einer bei der Prüfung ohne Struvitkristalle davon gekommen sein (19).-

Von Nichtbiologen unter meinen Lehrern wäre da der beiden Mathematiker Stolz und Wirtinger zu gedenken (20). Stolz, ein Tiroler und Verwandter Speckbachers, war auch etwas rustikal veranlagt, und blickte mit einiger Verachtung auf die Biologen herab, die Mathematik bloß als Nebenfach betrieben. Kam in seiner Vorlesung ein Abschnitt zur Sprache, der für diese wichtig war, so pflegte er ihn mit den Worten „Das geht jetzt die Herren vom Untergymnasium an“ anzukündigen. - Wirtinger hielt überhaupt für Nebenfach-Studenten keine Vorlesungen, und hatte wohl gar keine Vorstellung davon, wie eng der Prüfungsstoff für diese begrenzt ist. Gerade, als ich (nach meinem Doktorat) die Lehramtsprüfung abzulegen hatte, war Stolz erkrankt und Wirtinger mußte ihn in der Prüfungskommission vertreten. Es war ein kalter Dezembertag; der mit Durchbrechungen versehene Kachelofen strömte eine wohlige Wärme aus. Wirtinger betrachtete den Ofen mit sichtlichem Behagen und ich hatte den Eindruck, er freue sich wie ich an der Wärme, als er sich unvermittelt an mich wandte: „Dieser Ofen ist ein durchbrochenes Polyeder. Wie verhält es sich bei einem solchen mit dem Satz von Euler?“ Ich war darob etwas sprachlos; aber Wirtinger ergriff nun das Wort und es entstand ein Diskurs, bei dem ich eigentlich bloß das bestätigen konnte, was Wirtinger vortrug. Nach diesem Kachelofen versetzte mir Wirtinger etliche Integrale, da ihm gar nicht bekannt war, daß Nebenfach-Studenten keine Integralrechnung brauchten. Ich teilte ihm dies zwar mit, aber infolge seiner hochgradigen Schwerhörigkeit achtete er auf meine Einwendungen gar nicht, verwickelte mich vielmehr gleich wieder in eine Diskussion, die ähnlich einseitig wie die vorangegangene verlief; und als ich später mein Prüfungszeugnis erhielt, las ich zu meinem größten Erstaunen, daß ich vorzüglich entsprochen hätte. - Weniger gut als mir bekam Wirtingers Taubheit dem damaligen Unterrichtsminister Baron Gautsch (21). Dieser erschien eines Tages in Innsbruck, um sich von den Unzulänglichkeiten des alten Universitätsgebäudes zu überzeugen, da ein Neubau geplant war. Gautsch betrat auf eigene Faust einige Hörsäle und kam dabei auch in den, in dem Wirtinger gerade Vorlesung hielt. Er ging auf

Wirtinger zu, stellte sich als Unterrichtsminister vor und wollte sein Eindringen in den Hörsaal erklären, als er schon von Wirtinger, der natürlich kein Wort verstanden hatte, mit den Worten „Hier ist Vorlesung“ etwas unsanft bei der Türe hinausgeschoben wurde. Gautsch begab sich daraufhin unverzüglich ins Dekanat, wo aber der Vorfall mit Wirtingers Taubheit aufgeklärt und friedlich beigelegt wurde.

Philosophische Vorlesungen hörte ich bei Hillebrand und Überhorst (22); physiologische Psychologie bei ersterem und seine Interpretationsübungen an Schopenhauer habe ich in angenehmster Erinnerung. Hingegen wirkte Prof. Überhorst auf mich teils langweilig, teils komisch: ein kleines Männchen mit heiserer Fistelstimme und einen reichsdeutschen Dialekt sprechend, in dem pf immer durch bloßes f ersetzt war, trug er kein Wort frei vor, sondern las von einem Stenogramm ab, das er aber oft nicht mehr entziffern konnte. Als er wieder einmal steckenblieb und lange Zeit nicht weiter wußte, fiel in einer der hinteren Bänke die Bemerkung: „Jetzt steht ihm sein Verstand still.“ Leicht passierte es ihm auch, daß er sich bei seinem Ablesen versprach und die exakte Form des Wortes nicht gleich finden konnte, so zum Beispiel, als er einmal vom Stixfernhimmel und Hixsternfimmel nicht zum Fixsternhimmel gelangen wollte.

Nach diesen Lehrkräften sei auch einiger Originale unter den „dienenden Geistern“ im Universitäts-Betrieb gedacht. Bei Heinricher war ein gewisser Mayer als Diener angestellt. Gleich zu Beginn meiner Studienzeit war mir aufgefallen, daß dieser Mayer lange vor der Vorlesung mit einem Fernrohr beim Fenster saß und angelegentlich das Brandjoch und den Frau-Hitt-Sattel musterte. Da um diese Zeit dort schwerlich Touristen zu beobachten waren, fragte ich, was eigentlich an der Solstein-Kette zu betrachten wäre. „Ja segn S'“, erwiderte er, ohne vom Fernrohr aufzublicken, „ich muß aufpassen, wann die Gams da oben herüberwechseln, weil der Herr Professor auf d' Jagd gehen will.“ Und richtig, schon am nächsten Tag fiel die Vorlesung aus, weil Prof. Heinricher auf der Gamspirsch war. - Einmal war von Prof. Dalla Torre die Rede (23). Mit überlegener Geringschätzung bemerkte dazu Mayer: „Ach, der Dalla Torre. Der wird ja von der Fakultät nicht ernst genommen!“

Ein ganz anderer Typ war der alte Bär vom mineralogischen Institut, seinem Äußeren nach die richtige Steinklopfer-Figur mit stark abruzzischem Einschlage. Seine im übrigen dinarische, aber stets stark gerötete Nase ließ auf große Vorliebe für geistige Getränke schließen. Im Sommer 1901 unternahm ich mit zwei Kollegen, Weiß und Jobstmann, eine Tour ins Zillertal; da hiebei unter anderem Mineralien gesammelt werden sollten, wurde der alte Bär mitgenommen, der dankbare Fundplätze wußte, die er gegen entsprechende Mengen Weines unter dem Siegel der Verschwiegenheit bekanntgab. Wir hatten vereinbart, auf der ganzen Tour den Bär die Rolle eines Professors spielen zu lassen, der mit uns dreien als seinen Hörern auf einer wissenschaftlichen Exkursion begriffen sei. Da Bär über namhafte mineralogische Kenntnisse verfügte und mit Gelassenheit über seltene Flächen an einem Staurolithkristall oder über Rutil-Einschlüsse in Quarzkristallen, die am Kraxentrager gefunden werden, zu sprechen wußte, kann man sich vorstellen, welche Verblüffung in den verschiedenen von uns besuchten Alpenvereins-Hütten dieser so verdächtig aussehende „Professor“, der Wein aus Literflaschen konsumierte, auslöste. - Diese Tour, vom Brenner aus zum Zillertal gleich zu

Beginn der Sommerferien unternommen und von schönstem Wetter und allerlei glücklichen Zufällen begünstigt, war die schönste, die mir im Leben beschieden gewesen ist. Vennatal, Kraxentrager, Pfitscher Joch, Schlegeisgrund, Furtschagelhaus, Schönbichler Haus, Berlinerhütte, Schwarzenstein, Breitlahner, Zell am Ziller - das waren die einzelnen Stationen. Beim Furtschagelhaus trennte sich Bär von uns, am Eingang zur Floiten verließen mich auch die beiden Kollegen; von Zell am Ziller wanderte ich dann an einem verregneten Morgen allein auf der gerade im Bau befindlichen Bahnstrecke talauswärts und gelangte noch am selben Tage bis Jenbach, von wo ich dem Achensee zustrebte, um schließlich von dort ins Elternhaus nach Tachau auf Ferien heimzukehren.

Eine besondere Note brachte in das Leben an der philosophischen Fakultät der schon erwähnte hohe Prozentsatz von Ordensgeistlichen unter den Hörern. Insbesondere in den für die damalige Ära eines Haeckel und der Los-von-Rom-Bewegung typischen Kämpfen führte der Ideenaustausch zu mancher überraschenden Klärung und mir ging nach und nach ein Licht darüber auf, daß die mechanistische Weltanschauung keineswegs so gesichert war, wie es den Anschein hatte. Viel zu dieser in mir auftauchenden Skepsis trug der Jesuitenpater Dr. med. et theol. et phil. Palisa bei, der Bruder des bekannten Wiener Astronomen¹. Als ich bald nach Beginn meines ersten Semesters einmal in einen Raum des physikalischen Institutes kam, um unserem Experimentalphysiker Prof. Klemenčić etwas mitzuteilen, erörterte dort gerade Privatdozent Dr. Radaković mit einem höheren Semester eine anscheinend ballistische Frage. Die Diskussion ward an der Tafel von höherer Mathematik begleitet. Ich muß dann den Vorgang mit jener Hochachtung verfolgt haben, die man jeder Sache entgegenbringt, in der, wie sich Boltzmann ausdrückt, Integrale ihre Hälse recken. Ohne daß ich es gemerkt hätte, war inzwischen ein langer, schlanker Mann eingetreten, der nun lächelnd zu mir sagte: „Man sieht Ihnen den großen Respekt vor der Wissenschaft an. Das wird sich ändern, wenn Sie erst hinter die Kulissen geschaut haben werden!“ Wie oft habe ich später an diese Worte des Pater DDDr. Palisa denken müssen! (Eigentlich hatte er zu diesem Zeitpunkt erst zwei Doktorate und arbeitete gerade bei Heinricher an einer botanischen Dissertation.) Ein dreifacher Dokortitel bedeutet nun an sich noch gar keine besondere menschliche Qualifikation, hatte doch etwa ein bekannter Redakteur der bayrischen Zeitung ‚Das Vaterland‘ (mit Recht) einen politischen Gegner einmal als doctor triplex homo simplex apostrophiert. Aber bei unserem Dr. Palisa kam zweifellos auch die geistige Qualifikation hinzu. Besonders deutlich wurde mir dies anlässlich unserer Exkursion nach Predazzo.

Wir verließen Innsbruck mit dem Zuge abends. Damit wir die Nacht während der Fahrt verschlafen könnten, war uns ein eigener Waggon zur Verfügung gestellt worden. Aber kaum hatten wir den Berg-Isel-Tunnel passiert, da entwickelte sich zwischen Dr. Palisa und Kollegen Waitz (24) von der Geologie eine Diskussion über die Berechtigung der mechanistischen Weltanschauung. Wir rollten bereits vom Brenner hinab, dem Etschland zu, und die Gründe und Gegen Gründe flogen immer noch hin und her; an Schlaf war nicht zu denken. Aber mir dämmerte, wie leichtfertig und ohne hinreichende Vorkenntnisse

¹ Johann Palisa aus Troppau, 1848 - 1925, der Erforscher der Planetoiden (Anm. d. Herausg.: Merkwürdigerweise kommt kein Dr. Palisa im Dissertationen-Verzeichnis der Universität Innsbruck vor.)

Haeckel seine „Welträthsel“ verfaßt hatte. Die Debatte zeigte mir aber noch etwas, nämlich, daß man wissenschaftliche Streitfragen erörtern kann, ohne verletzend zu wirken. Ob ich freilich daraus die entsprechenden Lehren für mich gezogen habe, weiß ich nicht, fürchte jedoch, daß ich bei meiner Tätigkeit als Kritiker (als Referent der Internationalen Revue der gesamten Hydrobiologie) nicht immer mit Glacé-Handschuhen zugegriffen habe. Ich schließe dies aus einem einer ganz anderen Sphäre angehörenden Erlebnis: Ich saß einmal mit etlichen meiner ehemaligen Schüler beisammen und unwillkürlich wurde die Frage berührt, welche der ehemaligen Lehrer beliebt, gefürchtet etc. waren. Ich glaubte, daß mir manche darob gram gewesen wären, weil ich etwa aus Kristallphysik oder ähnlichen Gebieten zu große Anforderungen gestellt hatte. Zu meiner Überraschung erfuhr ich aber, daß die kristallographischen Fußangeln oder die Tammanschen Schmelzkurven (25) nicht das Gemüt meiner Schüler bedrückt hatten, als vielmehr - mein Sarkasmus! Auf alles andere wäre ich eher gefaßt gewesen, da ich nicht geahnt hatte, eine sarkastische Ader zu haben. So wenig kennt man sich selbst.-. Was nun Fall zwei in Weltanschauungsfragen anlangt, komme ich weiter unten darauf zurück. Zuvor sei noch einiges Weitere über den Verlauf der Exkursion nach Predazzo festgehalten.

Am ersten Tag wurde bei Grasstein geklopft, und während der Rom-Expreß vorüberbrauste, fiel mir gerade ein kleiner Axinit-Kristall in die Hände. Wir übernachteten in Klausen, in dessen Umgebung noch spät abends Norit-Handstücke geschlagen wurden. Der nächste Tag war eine Wanderung durch die Porphyrlandschaft nach Bozen. Um nicht allzu einseitig petrographisch zu werden, sagte Cathrein, als wir in die Nähe von Runkelstein kamen: „Jene Herren, die Runkelstein noch nicht kennen, können es besichtigen, während die anderen inzwischen hier im Steinbruch Feldspatkristalle herausklopfen.“ Mit dem traditionellen ‚Glück auf!‘, mit dem auch Cathrein seine Vorlesungen zu eröffnen pflegte, trabte eine ansehnliche Mehrheit in der Talfer felsiges Tal hinein - der klägliche Rest zog sich in den feldspatreichen Steinbruch zurück. Die Armen mußten ziemlich lange warten, ehe sie durch unsere Rückkunft von ihrer Steinklopferei erlöst wurden. Denn bei einem vorzüglichen Terlaner feierten wir inzwischen auf Runkelstein Scheffel und als wir zurückkamen, schien der gute Wein bereits seine Wirkung getan zu haben. Denn in einem von Cathrein vorgelegten Handstück glaubte der eine einen Bavenoer, der andere einen Manebacher Zwilling zu sehen, worauf Cathrein schmunzelnd erklärte, es lägen nur einfache Kristallformen vor und das Zwillingsehen wäre der Weinwirkung zuzuschreiben. Daß aber der eine nach dem Bavenoer-, der andere nach dem Manebacher-Gesetz doppelt sähe, käme daher, daß der eine Terlaner und der andere Traminer getrunken habe. (26)

Der nächste Tag brachte uns früh nach Auer, von wo aus leider bei Regenwetter eine Wanderung über San Lugano und Cavalese nach Predazzo durchgeführt wurde. Beim Pechsteinporphyr von San Lugano verlor ich die übrigen Exkursionsteilnehmer. In der Meinung, diese vor mir zu haben, trabte ich im Geschwindschritt nach Cavalese, während die anderen hinter mir in einem seitwärts der Straße gelegenen Steinbruch steckten. Auf meinem Marsch nach Cavalese gab es ein kleines Intermezzo, das die alten österreichischen Verhältnisse treffend illustriert. Es begegnete mir eine Militärpatrouille, bei der ich mich erkundigen wollte, ob sie nicht meiner Exkursion begegnet wäre. Die Antwort fiel nun zu meiner Überraschung

weder deutsch noch italienisch noch slawisch aus, sondern lautete kurz und bündig: „Nerozumim“ (27!). Ich mußte unwillkürlich an das Couplet „Servus Březina“ denken. Von Predazzo aus, wo das Bier so elend war, daß man fast nur den ungewohnten Gazosa trank, wurden durch mehrere Tage hindurch Touren unternommen, durch die das Reisegepäck erheblich mit Monzonit, Scheelit, Analzim etc. belastet wurde. Die mir wertvollste Acquisition war aber ein Stückchen Uralit-Porphyr. In unserem Gasthaus, in dem wir logierten, waren schon alle erdenklichen Geologen und Mineralogen abgestiegen, von Leopold von Buch und Humboldt an bis zu den jüngsten Koryphaeen. Die älteren wurden Jahre hindurch von einem Straßenstein gefesselt, der aus einem bis damals nur aus dem Ural bekannten Gestein, eben aus Uralitporphyr, bestand. Wie kam dieser Straßenstein ausgerechnet nach Predazzo? Er schien ein noch größeres Rätsel aufzugeben als die bekannten Nephritsachen der prähistorischen Menschen. Kein Wunder, daß die verschiedenen Petrographen, die hierher kamen, sich Stücke von dem Straßenstein abschlugen. Und ebenfalls kein Wunder, daß zur Zeit unseres Besuches des „historischen Straßensteins“, wie er in Predazzo hieß, von ihm nur noch ein Stumpf übrig war, der kaum aus der Erde ragte. Da man damals noch nicht zum Schutz der Naturdenkmale mit moralischen Hemmungen versehen war, kam Kollege Bayrer auf die Idee, wir könnten uns auch ein Stück als Reiseandenken mitnehmen. Gesagt, getan: abends wanderten wir mit dem mächtigen Gesteinsschlägel hinaus und holten uns je ein Handstück zur Erinnerung an Predazzo. Noch eine Erinnerung von damals: Ein Hochwasser des Travignolo hatte, als wir dort vorbeikamen, gerade eine Brücke weggerissen. Am Ufer standen ratlos eine Frau und ihre etwa fünfzehnjährige Tochter. Wir schickten uns an, das Flößchen einfach zu durchwaten; da nahm Waitz rasch die Tochter auf seine Arme und trug sie durchs Wasser; die Mutter ließ er seelenruhig am drüberen Ufer stehen; „die wird schon selber irgendwie herüberkommen“, meinte er. Mir blieb der Vorfall deshalb so gut in Erinnerung, weil ich ihm eine Bereicherung meines Herbars verdanke. Das Mädchen war nämlich über den Zugriff Waitz' so erschrocken, daß es ein Büschel Anemone sulphurea, das es in der Hand gehalten hatte, fallen ließ, das ich dann sogleich als Strandgut am Ufer des Travignolo acquirierte. Auf unserer Bahnfahrt nach dem Süden hatte sich übrigens Waitz, der Weltmann, in fast jeder größeren Station durch einige Mädchen begrüßen lassen, die er offenbar zuvor von seiner Durchfahrt verständigt hatte.

Doch zurück zu Einflüssen, die meine Weltanschauung entscheidend mitgeprägt haben. Bei der Hausfrau, die mich am Innrain im ersten Semester gastlich aufgenommen hatte, wohnte auch ein Jurastudent aus Linz (cand. iur. Iser), der zwar durchaus freisinnig eingestellt war, andere Meinungen aber keineswegs brüskierte, sondern durch Meinungs austausch seine eigenen Ansichten erproben wollte. Zu diesem Zweck veranstaltete er auf seiner Bude Bierabende, zu denen er Leute mit den unterschiedlichsten Weltanschauungen einlud. Ich wohnte einem solchen Debatten-Abend bei, an dem ein katholisch gesinnter Historiker dem Senior der Burschenschaft ‚Pappenheimer‘ gegenüberstand, und war abermals angenehm überrascht, wie fair diese Diskussion abgewickelt wurde und wie unsicher das Fundament des Standpunkts des Pappenheimers war, der im Fahrwasser der Lös-von-Rom-Bewegung stand. Auf alle Fälle lehrten mich solche Erlebnisse, daß man mitunter außerhalb der Hörsäle mehr lernen kann als in den Collegien. Durch meinen Lehrer Heider und durch

Weismanns (28) Abhandlungen stand ich noch im Lager der Mechanisten, aber der Zweifel begann zu nagen, dem später Driesch zum Durchbruch verhalf. Minder skrupulös war ich auf Gebieten, die außerhalb der Naturwissenschaft lagen. Ich erwähnte bereits meine Abneigung gegen literarische Produkte. Freilich ging diese nicht so weit, daß ich überhaupt nichts gelesen hätte. Die Klassiker allerdings - abgesehen von Goethes Faust - lagen bei mir verstaubt auf dem Boden. Aber in einer kleinen Handbibliothek hatte ich Scheffels Gesamtausgabe stehen neben W. Busch und Morgenstern, neben den Wiener Spaziergängen D. Spitzers und den Werken von Noë und Steub (29). - Köstlich war ein Versuch meines Zimmernachbarn in Innsbruck, mein Interesse für die damals neue Literatur zu wecken. Er begleitete mich, als ich einmal heimfuhr, zur Bahn, und als der Zug sich schon in Bewegung setzte, warf er mir durch das Fenster Ibsens 'Stützen der Gesellschaft' ins Abteil und rief mir noch nach, auf der langweiligen Fahrt von München nach Eger könnte ich mir mit dieser Lektüre die Zeit vertreiben. Aber selbst dieser Trick konnte mich nicht für Ibsen gewinnen. Auch mit anderen Zweigen der Kunst stand ich von Jugend an auf gespanntem Fuße. Ich hatte zum Beispiel zwar meine Freude an den Bildern Spitzwegs oder an Schwinds „Morgenstunde“, wußte aber sonst im allgemeinen mit Bildern nicht viel anzufangen. Die seit dem fin de siècle sich überstürzenden modernen Richtungen ekelten mich; in diesem Punkt harmonierte ich sogar mit einem Hitler. Noch verständnisloser stand und stehe ich der Plastik gegenüber. Während mir diese Mängel gleichgültig sind, bedaure ich, daß ich mich auch auf dem Gebiet der Musik als einen Böötier bezeichnen muß, obwohl ich Gehör besitze und gehörte Melodien gleich auf dem Klavier nachspielen kann. Aber das Anhören von Kompositionen von Bach oder Beethoven bereitet mir keinen Genuß und bezüglich Bachs geht es mir wie dem letzten Sachsenkönig. Als man, da man seine Abneigung gegen Bach-Kompositionen kannte, bei seinem Regierungsantritt die während der Karwoche herkömmliche Bachmusik in der Kirche durch eine andere ersetzen wollte, erklärte er ganz entschieden: Nein, es bleibt alles beim alten. Hat mein Onkel und mein Vater den Bach ausgehalten, werde ich ihn auch noch aushalten können (30).

So muß ich zufrieden sein, daß ich an Brahms' Ungarischen Tänzen meine Freude habe oder an den Scènes néapolitaines, wobei wie bei den Geruchsempfindungen lebhaftere Assoziationen mit dem Gehörten verbunden sein können. „La Paloma“ (31) versetzt mich in früheste Kindheit, als ich dieses Lied zum ersten Mal hörte, von meiner Mutter auf dem Klavier gespielt, ein mir dem Namen und seiner Herkunft nach ganz unbekannter italienischer Gassenhauer, den ich noch heute gelegentlich vor mich hinpfeife; oder er läßt mich an einem schönen Herbsttag auf der Piazzetta zu Füßen des Heiligen Theodor mit dem Krokodil in Venedig sitzen, weil ich ihn in dieser Situation vor einem halben Jahrhundert dort von einer Bersaglieri-Kapelle spielen hörte. Da wäre ich auch beim Kapitel Militärmusik angelangt. Zumindest der österreichischen haben schon oft Kenner ein Loblied gesungen. Schopenhauer pflegte in Mainz regelmäßig die Konzerte des österreichischen Militärs zu besuchen (32). So kann ich, ohne erröten zu müssen, gestehen, daß ich während meiner Innsbrucker Zeit es nur selten versäumt habe, sonntags um 9 Uhr in die Museumsstraße zu gehen, um dabei zu sein, wenn zu dieser Zeit das Militär in die Hofkirche marschierte unter den Klängen zweier Märsche, die mir besonders

gefielen. Der eine hieß „Fesch und schneidig“, und der andere war ein italienischer Marsch, der offenbar zur Besänftigung der Irredenta gespielt wurde. Dieser Vorliebe für leichte Musik entsprach auch mein Gefallen an Operettenmelodien - nicht aber an Operetten, deren Text und Inhalt nie der Musik an Qualität gleichkommt. So habe ich zwar sehr viel Operettenmusik gehört, aber fast keine Operette gesehen. Denn seit 1897 war ich sozusagen theaterabstinent. Bis dahin war ich sogar ein eifriger Theaterbesucher gewesen, aber dann kam mir plötzlich der Einfall, das Theater errege nur unnütze Illusionen und störe den Menschen bei seinen Versuchen, eine sichere Weltanschauung zu gewinnen. Eine solche könne nur mit Hilfe der exakten Naturwissenschaften errungen werden, jeder Theaterbesuch durchkreuze aber diese Bestrebungen und sei daher abzulehnen. Von Stund an habe ich keine Theatervorstellung mehr besucht und kam daher auch nie ins Innsbrucker Theater. Nur einmal noch war ich nahe daran, meinem Prinzip untreu zu werden. Ich war in München und las die Ankündigung einer Faust-Aufführung für denselben Abend. Das klang sehr verlockend. Eine halbe Stunde vor Beginn der Aufführung stand ich vor dem Theater, las den Theaterzettel, überlegte und überlegte, eine halbe Stunde, und landete - im Hofbräuhaus. Die Zwangsvorstellung, kein Theater mehr besuchen zu sollen, hatte gesiegt. Natürlich habe ich unter solchen Umständen auch nie eine Wagner-Oper gesehen, obwohl Bayreuth von Eger aus leicht zu erreichen und auch stark frequentiert war. Aber dieses Manko wäre auf jeden Fall eingetreten - da spielt nämlich noch ein anderer Faktor herein. Es fällt mir schwer, die Bewertung des Schaffens eines Menschen von der seines Charakters zu trennen. Gelegentlich meiner Beschäftigung mit kulturgeschichtlichen Angelegenheiten Bayerns lernte ich den illustren Musikus Wagner als ein überaus korruptes Subjekt kennen, ausgestattet mit maßloser Arroganz und geringem Intellekt, das alle Schattenseiten der sächsischen und der jüdischen Rasse in sich vereinigte (33). Derartige Mängel kann mir aber auch kein musikalisches Talent wettmachen (ich sage absichtlich nicht Genie), und somit wäre ein Besuch von Wagner-Opern, deren „deutsche“ Texte schon von Noe und Spitzer hinlänglich kritisiert worden sind, schon darum nicht in Frage gekommen. Damit will ich kein allgemeines Urteil über Wagners Musik abgeben; ich habe sogar Melodien aus mehreren seiner Opern gerne gehört. Ob bei meiner oben erwähnten mangelhaften Veranlagung und meinem geringen Verständnis für ernste Musik mein Gefallen an Wagner-Kompositionen für ihren Schöpfer schmeichelhaft ist, lasse ich dahingestellt sein.

Um nun von dieser - gelinde gesagt - unsympathischen Figur wieder zu achtungsgebietenden Persönlichkeiten zu gelangen und den verlorenen Faden wiederaufzunehmen, kehre ich nochmals zu meinem Einzug in Innsbruck zurück (Oktober 1898).

(Wird fortgesetzt.)

Anmerkungen

- (13) Emil H e i n r i c h e r (Laibach 14. 11. 1856 - Innsbruck 13.7. 1934), 1891 bis 1928 Professor in Innsbruck, arbeitete hauptsächlich über parasitische Angiospermen.
- (14) Karl H e i d e r (28.4. 1856 Wien - 2.7.1935 Thinfeld), Professor in Innsbruck (1894), Berlin (1896 - 1924), Entwicklungsphysiologe, arbeitete hauptsächlich über Embryologie der Wirbellosen (bekanntes Lehrbuch mit Korschelt). Er studierte in Graz Medizin und ab 1877 (in Wien) Zoologie, 1879 Dr. phil., 1883 Dr. med., 1885 Habilitation in Berlin.
- (15) Josef B l a a s (Innsbruck 29.4.1851 - 11.7.1936). Wollte zunächst Bildhauer werden und arbeitete bis 1870 im Atelier, wandte sich aber dann den Naturwissenschaften zu, studierte Geologie (und Paläontologie) in Innsbruck und wurde hier Professor. Er entstammt wohl der bekannten Tiroler Malerfamilie B.
- (16) Wilhelm C a r t e l l i e r i (23.6.1860 Eger - 29.5.1908 Innsbruck), Professor für altindische Philologie
- (17) Wahrscheinlich ist Friedrich Georg Kohl gemeint, der aber allerersten Rang nicht beansprucht. - Ein Gustav Bode legte 1898 in Kassel „Untersuchungen über das Chlorophyll“ als Dissertation vor; er trat später wissenschaftlich nicht mehr besonders in Erscheinung.
- (18) Alois C a t h r e i n (2.7.1853 Bozen - 30.3.1936 Innsbruck), Mineraloge, schrieb über die Mineralogie Tirols.
- (19) Taeniophyllum: artenreiche Gattung südamerikanischer Orchideen, Epiphyten mit reduzierten Sprossen, aber mit chlorophyllführenden Assimilationswurzeln.- Struvit ist Ammoniummagnesiumphosphat, gelbliche rhombische Kristalle ($\text{NH}_4\text{MgPO}_4 \cdot 6\text{H}_2\text{O}$), entsteht u.a. in Düngergruben, Latrinen, Guanolagern.
- (20) Otto S t o l z, 3.7.1842 Hall in Tirol - 28.11.1905 Innsbruck, Professor für Mathematik daselbst. - Wilhelm W i r t i n g e r (19.7.1865 Ybbs - 14.1.1945 ebenda), Professor in Innsbruck 1895 - 1903, dann in Wien; arbeitete über sphärische Geometrie und Analysis.
- (21) Paul G a u t s c h (Freiherr von Frankenthurn 1890), 26.2.1851 - 20.4.1918 Wien, Beamter des Unterrichtsministeriums (1874); 1895-97 Unterrichtsminister; später dreimal Ministerpräsident (1897-98, 1904-06, 1911).
- (22) Franz H i l l e b r a n d, 2.12.1863 Wien - 13.4.1926 Innsbruck, Professor für Philosophie und Experimentalpsychologie daselbst. - Carl Ü b e r h o r s t, 13.8.1847 Tecklenburg (Westf.) - 8.11.1904 Innsbruck; veröffentlichte einiges über Kant.
- (23) Carl Wilhelm von D a l l a T o r r e (14.7.1850 Kitzbühel - 6.4.1928 Innsbruck). Dalla Torre besuchte Schulen in Innsbruck und Brixen, absolvierte sein Studium in Innsbruck und wurde Mittelschullehrer, zunächst in Eger(1874), Linz (1875) und Innsbruck (1878). Hier habilitierte er sich 1887 (Zoologie) und wurde 1894 Titular-, 1895 ordentl. Professor. Er arbeitete besonders über Hymenopteren (über Insekten überhaupt auch verdienstvoll volksbildnerisch). Wegen „einseitiger Ausrichtung seiner Arbeiten auf faunistische Fragen“ oft kritisiert oder gering geschätzt. - Seine Hochherzigkeit schildert Brehm in einem Artikel 1925 in der Wr.Entomol.Zeitung (42, 29 ff.). Brehm war D. in großer Sympathie verbunden.
- (24) Paul W a i t z stammte aus einer vermögenden Familie Brixens, die sehr katholisch gesinnt war. Einer seiner Brüder war Arzt und spielte eine Rolle in politisch - klerikalen Kreisen, ein zweiter war in den Jesuitenorden eingetreten, und ein dritter war der erwähnte Bischof von Brixen (1913; Sigismund Waitz, 1864-1941, war ab 1934 Erzbischof von Salzburg). Von diesen stach Paul W. als ausgesprochenes Weltkind stark ab, wofür er selbst oft launige Kommentare gab, etwa, wenn er seine Eltern bedauerte,

daß sie - mit Ausnahme von ihm natürlich - lauter mißratne Kinder hervorgebracht hätten. W. studierte Geologie und Chemie, arbeitete eine Dissertation über „Darstellung und Bestimmung der Konstitution der Resodicarbonsäure“ aus (1903) und ging bald nach Abschluß seiner Studien als Mineraloge nach Mexiko. Dort heiratete er eine hochkatholische Spanierin adeligen Geschlechts und erwarb sich als Vulkanologe einen ausgezeichneten Ruf. (Aus Brehms Notizen, ergänzt.)

(25) Gustav T a m m a n n , Physikochemiker, Jamburg (Petersburg) 28.5.1861 - Göttingen 17. 12. 1938; 1889-1903 Professor in Dorpat, 1903-1930 in Göttingen. Die erwähnten Kurven beziehen sich auf Eutektika und Mehr-Phasen-Gleichgewichte (z.B. von Wasser, Dampf und Eis in Abhängigkeit von Druck und Temperatur).

(26) In einem Artikel im „Kufsteiner“ berichtet Brehm diese Anekdote auch, legt sie dort aber nicht Cathrein, sondern einem seiner Studenten, nämlich Theodor Ohnesorge (s.w.u.), in den Mund. Dies zeigt wieder, daß man gut daran tut, Brehms Fabulierfreude in Rechnung zu stellen und seine Aufzeichnungen nicht überall als historisch sicher oder zuverlässig zu betrachten.

(27) „Ich verstehe nicht“. Tschechisch war die einzige Fremdsprache, die Brehm, als Sudetendeutscher, sehr gut beherrschte.

(28) August W e i s m a n n , Biologe und Philosoph. Frankfurt am M. 17.1.1834 - Freiburg im Br. 5.11.1914. Er studierte Medizin in Göttingen (1852-56), wandte sich zoologischen Problemen zu, assistierte bei Leuckart in Gießen und ging dann (1863) an die Universität Freiburg. Sein Interesse galt damals hauptsächlich der Embryologie der Insekten, doch wurde er durch Verschlechterung der Sehkraft bald gezwungen, der Forschertätigkeit zu entraten. 1866 wurde er außerord., 1873 ord. Professor in Freiburg. Er wandte sich der Abstammungs- und Vererbungslehre zu und entwickelte die Keim-plasma-Theorie. Auf Grund seiner theoretischen Überlegungen sah er, daß es etwas wie Meiose geben müsse. Ferner ahnte er die Chromosomennatur der Erbsubstanz voraus. Andere seiner Überlegungen gingen auch in die Irre (z.B. die strenge Andersartigkeit des Keimplasmas). Den Lamarckismus lehnte Weismann ab, hielt es aber dennoch für möglich, daß bei langem Nichtgebrauch von Organen auch deren Determinanten im Keim-plasma (Gene) zugrundegingen. Unter gegebenen Umständen könne es unter den Determinanten zu einer (darwinistisch verstandenen) „Germinalselektion“ kommen. Brehm lehnte Weismanns naturwissenschaftlichen Materialismus und Determinismus ab.

(29) Heinrich N o é (Noë) (16.7.1825 ..München - 26.8.1896 Bozen); Schriftsteller gefühlvoller Reisebeschreibungen, Popularisator geografischen, geologischen und botanischen Wissens; er schrieb u.a.: „Bayrisches Seebuch“ (1866), „Neue Studien aus den Alpen“ (1868), „Österreichisches Seebuch“ (1867), „Dalmatien“ (1871), „Deutsches Alpenbuch“ (4 Bde, 1875-88), „Edelweiß und Lorbeer“ (1896), daneben auch Romane. Brehm widmete ihm eine nostalgische Hommage (1935 ? Quelle nicht feststellbar). - Ludwig S t e u b (Aichach (Oberbayern) 20.2.1812 - 16.3.1888 München), Schriftsteller, Jurist, Hofbeamter, schrieb Volks- und Völkerkundliches, aber auch humorvolle Reiseskizzen aus den Alpen, z. B. „Herbsttage in Tirol“ (1867) sowie Novellen. - Daniel S p i t z e r (3.7.1835 Wien - 11.1.1893 Meran), Novellist und Satiriker; „Wiener Spaziergänge“ 1873-86.

(30) Die Anekdote bezieht sich vielleicht auf Friedrich August III (den letzten Kurfürsten - nicht König! - von Sachsen), 1768.

(31) „La Paloma“, ein Schlager von Sebastian Yradier (Iradier, 1809-82) aus den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts.

(32) Mainz war nicht österreichisch, doch gab es schon damals häufig Gastspiele von Musikkapellen im befreundeten Auslande.

(33) Dies meint Brehm zweifellos ironisch. Nach übereinstimmender Meinung des Bnai Brith und der Nationalsozialisten war Richard Wagner Arier.

Für biographische Daten Innsbrucker Gelehrter der Jahrhundertwende danke ich Herrn Prof. Dr. Gerhard Oberkofler vom Archiv der Leopold-Franzens-Universität.